

Lebensanfang und Lebensende – eine ethisch-philosophische Betrachtung

Prof. Dr. phil. Bernhard Schleißheimer

Wir leben und erleben immer im Hier und Jetzt, in der gegenwärtigen Situation. In Gedanken aber können wir uns in vergangene oder zukünftig mögliche Situationen versetzen. Unser Erinnern und unser Voraussehen stoßen dabei jedoch an absolute Grenzen: Jenes – unser Erinnern – beginnt mit wenigen unzusammenhängenden Bildern erst in der frühen Kindheit, dieses – unser Voraussehen – endet am unabwendbaren Los des Todes, der uns bevorsteht, wir wissen nicht wann, nicht wie, nicht, was dann sein wird. Unser Anfang und, was nach dem Ende unseres Erdenlebens sein wird, liegen für unser Vorstellen und Wissen im Dunkeln.

An den Grenzen unseres bewussten Erlebens kann uns klar werden, dass wir unser Existieren nicht uns selbst verdanken, dass es uns gegeben, dass es uns geliehen ist und dass wir deshalb wohl auch für unser Tun Verantwortung tragen.

Der Beginn unserer Erdenbürgerschaft als Glied einer Familie, einer Gemeinde, eines Staats, war unsere Geburt. Wir haben zwar keine Erinnerung an dieses wohl bedeutendste Ereignis unseres Lebens; Tag, Monat und Jahr sind aber amtlich dokumentiert. Wenn wir Einzelheiten wie Uhrzeit und besondere Umstände davon kennen, dann aus Erzählungen, etwa von Eltern oder Verwandten.

Die Geburt war unser Eintritt als eigenständiges Wesen in diese Welt; sie war aber nicht der Anfang unseres Lebens. Wir lebten schon, als wir geboren wurden, hatten bereits eine Entwicklung durchlaufen.

Menschliches Leben beginnt mit der Zeugung, verborgen und unauffällig im Schoß einer Frau. Es ist ein wunderbares Geheimnis, wie hier ein Menschenschicksal seinen Anfang nimmt: Aus der Vereinigung von Erbanlagen zweier Menschen entsteht ein neuer Mensch. Die Informationen, die hier neu gemischt und als Anlagen weitergegeben werden, kommen von weit her, aus grauer Vorzeit. Sie sind in den Lebenssituationen einer unabsehbaren Kette von Vorfahren, von Menschen und vormenschlichen Lebewesen, – einer Kette, die bis in die dunklen Anfänge des Lebens zurückreicht – ausgeprägt worden. Und dass jeweils aus genetischen Informationen zweier verschiedener Vererbungsstränge die Veranlagung des neuen menschlichen Lebens gebildet wird, verbürgt die unendliche Vielfalt von Möglichkeiten menschlicher Existenz und vermindert die Gefahr der Vereinseitigung und Degeneration. Wie furchtbar der Gedanke, dass der Mensch hier eingreifen und etwa durch Klonen oder andere Formen der genetischen Manipulation die weise Vorsorge des Schöpfers außer Kraft setzen könnte! (Allein der Gedanke an die Möglichkeit, dass ein gewissenloser Diktator sich auf diese Weise ein Heer völlig gleich veranlagter skrupelloser Henkersknechte heranzüchten lassen könnte, ist beängstigend!)

Die Natur ist Schauplatz der Schöpfung – einer permanenten Schöpfung. Allen Lebens Anfang verdankt sich letztlich ihr.

Schicksalhaft für das Menschenkind ist sein Anfang, schicksalhaft sind die erbbiologischen Voraussetzungen, mit denen es ins Leben tritt, schicksalhaft auch Zeit, Ort, Umstände, in die es geworfen ist.

Von Anbeginn, von der Zeugung an ist der werdende Mensch aber auch der Verantwortung von Menschen anvertraut.

Der Embryo wächst zwar geborgen und geschützt im Mutterleib heran, er ist jedoch nicht nur in seiner physischen, sondern auch in seiner psychischen Entwicklung abhängig, unmittelbar von der Mutter, mittelbar aber auch von der Mitwelt und Umwelt der Mutter. Von entscheidender Bedeutung für die Zukunft des heranwachsenden Menschenkindes ist schon in diesem Stadium, ob es bejaht und angenommen oder ob es abgelehnt wird, ob es mit Freude erwartet oder ob mit Angst und Abneigung seiner Geburt entgegengesehen wird. Wichtig für seine Entwicklung ist neben einer gesunden Lebensweise eine möglichst ausgewogene Gemütsverfassung der Mutter.

Man kann heute in einem verhältnismäßig frühen Entwicklungsstadium des Embryos feststellen, nicht nur welches Geschlecht er hat, sondern auch ob er gesund oder mit einer Krankheit oder Behinderung zur Welt kommen wird. Doch, darf man ihn töten, wenn zu erwarten ist, dass er nicht *unseren* Vorstellungen und Wünschen entspricht? Mit welchem Recht kann man behaupten, er sei noch kein vollwertiger Mensch und deshalb dürfe man über sein Leben verfügen? Ist die Festlegung einer Grenze, ab welchem Zeitpunkt, in welchem Entwicklungsstadium der Embryo Mensch ist, mit Wert und Würde des Menschen, nicht völlig willkürlich? Noch fragwürdiger ist die Abtötung von Embryonen aus irgendwelchen anderen Gründen, etwa zu wissenschaftlichen Zwecken oder aus wirtschaftlichen Gründen oder der Karriere, des Ansehens, der Bequemlichkeit oder sonst eines Grundes wegen. Wenn menschliches Leben von Anfang an *menschliches* Leben ist, dann hat es von Anfang an auch den besonderen Wert und die Würde der Person, dann darf es nicht mehr nur als Mittel zu irgend einem Zweck gebraucht werden, dann ist seine Tötung in jedem Stadium, in jedem Falle, moralisch verwerflich. Eine Ausnahme könnte sein, wenn beider Leben, das der Mutter und das des Kindes gefährdet ist und nur eines gerettet werden kann. Dann liegt die schwere Entscheidung ganz in der Verantwortung der Eltern und der Ärzte.

Seine Geburt versetzt das kleine Menschenwesen zunächst in eine gefährliche Krisensituation, in der sich entscheidet, ob es zu eigenständigem Leben fähig ist oder nicht. Aus der Geborgenheit im Mutterschoß stürzt es nun plötzlich in ein Chaos von neuen Lebensbedingungen, von Empfindungen und Anforderungen, in die es sich einpassen, in denen es sich allmählich zurecht finden muss.

Im Unterschied zu neugeborenen Tieren ist der Menschensäugling weder Nestflüchter noch Nesthocker (Adolf Portmann¹). Er ist zwar völlig auf Pflege und Umsorgung angewiesen, aber er findet sich mit offenen, wachen Sinnen in einer Welt, die noch unstrukturiert, fremd und beängstigend auf ihn einströmt. Was er für das Zurechtfinden und sich Behaupten darin mitbringt, sind im wesentlichen offene Anlagen, kaum naturgegebene verhaltenssteuernde Instinkte. Diese Anlagen müssen erst ausgebildet werden zu Fähigkeiten, Fertigkeiten und Haltungen. Das beginnt in dieser frühesten Phase der Kindheit in den Beziehungen zu den Personen und mit Hilfe der Personen, die den Säugling umsorgen, pflegen, überhaupt häufig

¹ Vgl. A. Portmann: Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. Basel/Stuttgart³1969

mit ihm in Kontakt stehen. Normalerweise sind das vor allem die Eltern, Geschwister, Großeltern.

Das erste Lebensjahr ist *die* Zeit, die der Mensch, wenn man ihn mit den Säugetieren vergleicht, eigentlich noch im Mutterleibe verbringen müsste². Er wird gleichsam im »Schoße« der menschlichen Gemeinschaft, im Normalfall in einer Familie, »ausgetragen«. Im »Sozialuterus« der Primärgruppe erwirbt das Menschenkind alle menschlichen, sozialen Kompetenzen. Haltungen, Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für das Leben in der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich sind, werden vorwiegend in dieser ersten Lebens- und Erlebensphase nach der Geburt ausgebildet. In diese Zeit fallen so wichtige Errungenschaften wie z. B. das Erlernen der aufrechten Körperhaltung, der eigentlichen Wortsprache und der Eintritt in die Sphäre des technischen Denkens und Handelns³.

In dieser Frühphase werden Gemüt und Beziehungsfähigkeit entwickelt und muss vor allem ein Urvertrauen entstehen, das grundlegend ist für das Vertrauen zu Mitmenschen, zur Welt und zur eigenen Person, sowie auch zu Gott im religiösen Glauben. Das Grundvertrauen ist eine Haltung, die sich durch gleichartige oder ähnliche Einzelerfahrungen oder Erlebnisse, vor allem durch Erfahrung von Geborgenheit in der Mitwelt und Umwelt und von deren Verlässlichkeit, in der frühen Kindheit herausbildet. Ob es in dieser entscheidenden Entwicklungsphase zustande kommt, hängt wesentlich vom Verhalten der Bezugspersonen ab. Sein Zustandekommen ist schicksalhaft für das weitere Leben.

Die Verantwortung der Mitwelt, normalerweise der Eltern, für das Gelingen des künftigen Lebens des Kleinkindes ist also riesengroß. Hans Jonas hat sie in seinem Buch »Das Prinzip Verantwortung« damit begründet, dass das Neugeborene durch sein bloßes Dasein und Atmen ein Soll an die Mitwelt richte, sich seiner anzunehmen⁴. Und er hat die elterliche Verantwortung als einzige natürliche Verantwortung bezeichnet, die deshalb auch von keiner vorherigen Zustimmung abhängig, sowie unwiderruflich, unkündbar und global sei⁵. Die Eltern sind von Natur aus verantwortlich für die Zukunft ihrer Kinder. Mitverantwortlich dafür und damit für die Zukunft der Menschheit sind auch die anderen Menschen, sind alle Erwachsenen. Man sollte sich dessen bewusst sein, wann und wo immer man Kindern begegnet.

Mit dem Älter- und Reiferwerden der Kinder gewinnen Freunde, Idole, gesellschaftliche Gruppen mehr und mehr Einfluss auf sie. Die Verantwortlichkeit der Eltern für sie vermindert sich damit zwar; sie hört aber nie ganz auf. Der reife und mündige Mensch ist schließlich vor allem *selbst* verantwortlich für sein Leben.

Seit der Antike wird die Lebenszeit des Menschen in »Lebensalter« eingeteilt, in Kindheit, Jugendzeit, Erwachsenenalter und Greisenalter. Die Kindheit ist das erste Lebensalter. Man hat es meist vor allem als Vorstufe und Vorbereitungsstufe des Erwachsenenalters verstanden: die Kinder galten als noch unfertige, unvollkommene Erwachsene. So wurden in der Kunst z. B. Kinder oft wie kleine Erwachsene dargestellt. Auch heute sind wir drauf und dran, in der Kindheit fast ausschließlich nur eine Vorbereitungszeit für das Erwachsenenalter zu sehen:

² A. Portmann, a.a.O., S. 58 u. S.89

³ Vgl. ebd.

⁴ Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Insel-Verl., (Frankfurt am Main 1979, S. 235

⁵ A. a. O., S. 178

Die Kinder sollen möglichst früh spezielles Wissen, sowie entsprechende Fähigkeiten und Fertigkeiten erwerben, damit sie frühzeitig als nützliche Faktoren in das Arbeits- und Wirtschaftssystem eingegliedert werden können. Dabei besteht die Gefahr, dass diese wichtige Lebensphase nicht mehr ausgelebt werden kann und ein kindgemäßes Leben nicht mehr möglich ist. Abgesehen davon, dass auch eine gediegene, dem jeweiligen Alter entsprechende Allgemeinbildung zu kurz kommt.

Die Kindheit ist aber andererseits auch nicht ein paradiesischer Zustand, der Vollkommenheit und totalen Unschuld, aus welchem der reifer werdende Mensch dann heraus- und herabfällt. So haben sie manche Schriftsteller, z. B. Rousseau oder Dostojewskij, gesehen.

Beide Verständnisweisen der Kindheit enthalten zwar Richtiges; aber keine gilt allein und ausschließlich: Die Kindheit ist sicher auch Vorstufe und Vorbereitungsstufe für das Erwachsenenalter, und Kinder sind, solange sie wirklich kindlich sind, zweifellos in mancher Hinsicht auch besser, unschuldiger als Erwachsene, vor allem vertrauensfähiger und wahrhaftiger: Sie verstecken sich noch nicht hinter Masken. Beide Male wird die Kindheit aber nur von ihrem Verhältnis zum Erwachsenenalter her verstanden.

Die Kindheit darf jedoch nicht nur im Verhältnis zum Erwachsenenalter gesehen werden. Sie hat – wie jedes Lebensalter – auch ihren eigenen Sinn, den auszuleben und zu erfüllen wir den Kindern Zeit und Gelegenheit geben müssen. Kinder leben in ihrer eigenen Welt, in ihren eigenen Geschichten. Wir müssen ihnen dafür Zeit lassen.

Alles endliche Sein hat seine Zeit. Leben ist ein zeitlicher Prozess, auch jedes menschliche Leben. Auch unser Leben hat seine Zeit – *ist* Zeit, Zeit, die uns gegeben, die uns geliehen ist, – endliche Zeit. Sie läuft ab, auf ein Ende zu, sie vermindert sich von Anfang an mit jedem Augenblick. Wann sie zu Ende ist, wieviel Zeit jedem von uns gegeben ist, wissen wir nicht. Das Ende, der Tod droht in jedem Augenblick. Soviel aber ist gewiss: Je älter wir werden, desto kürzer ist die Frist, die uns günstigen Falles noch bleibt; denn die Lebenskraft der Organismen erschöpft sich, ihre Lebenszeit schwindet und endet. Auch unsere Lebenszeit ist begrenzt, hat ein absehbares Ende. Die ärztliche Kunst konnte und kann zwar die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen verlängern; aber sie wird damit wohl bald an eine endgültige Grenze kommen.

Was wir abstrakt als Zeit erfassen, bedeutet konkret Veränderung, steten Wandel. Wir bleiben uns nicht gleich im Verlauf unserer Lebenszeit. Wir verändern uns stetig: Wir werden älter, wir altern von Anfang an.

Das Altern ist ein vielschichtiges Phänomen, es betrifft nicht nur die äußere Erscheinung, den Organismus, sondern auch die seelische Verfassung, den Charakter, die ganze Persönlichkeit.

Mit dem Altwerden ändert sich auch das Verhältnis zur Zeit: Am Anfang ist das ganze Leben Zukunft, am Ende wird es nur noch Vergangenheit sein. Zukunft schwindet, Vergangenheit wächst im Laufe des Lebens. Die Jugend, die das Leben im wesentlichen noch vor sich hat, ist zukunftsorientiert. Die Alten, deren Erwartungshorizont geschwunden und deren Lebensgeschichte gewachsen ist, leben rückwärts gewandt, mehr und mehr in Geschichten aus ihrem vergangenen Leben.

Dem Neugeborenen scheint ein schier unendliches Feld von Zukunftsmöglichkeiten offen zu stehen. Mit dem Älterwerden, mit jeder Schicksalsfügung, die uns auf *einen* bestimmten Weg drängt, sind uns *andere* Wege versperrt. Mit jeder wichtigen Entscheidung, mit der wir uns auf *eine* Zukunftsmöglichkeit festlegen, fallen *andere* Möglichkeiten weg. So verengt sich das Feld der Möglichkeiten im Laufe des Lebens. Am Ende bleibt keine mehr, nur noch die Gewissheit des Todes und die Frage, wann und wie er uns schließlich ereilen wird.

Unser Leben verläuft keineswegs geradlinig aufwärts von einem bescheidenen Anfang im Zustand völligen Angewiesenseins auf Pflege, Umsorgung und Schutz hinauf zum Gipfel eines selbständigen, kraftvollen, erfüllten, erfolgreichen Lebens, um *dort* zu enden, sondern unsere Lebensbahn krümmt sich zu einem Bogen und führt uns, anfangs fast unmerklich, dann aber immer steiler, zurück in einen Zustand wiederum der Schwäche, der Hilfe- und Pflegebedürftigkeit, des Angewiesenseins auf andere. Der Sinn unseres irdischen Lebens liegt demnach nicht nur in einer erfolgreichen Karriere, in Leistung und Ruhm. Auch der Abstieg, das Loslassen, das wieder Schwachwerden, auch das Leiden und der Tod gehören zum Leben – und auch das Scheitern (daran kann uns ein Blick auf das Kreuz immer wieder erinnern!).

Wie die demographischen Statistiken zeigen, geht die Entwicklung bei uns dahin, dass die Alten, Arbeitsunfähigen, Pflegebedürftigen immer mehr, die Jüngeren, Arbeitsfähigen immer weniger werden. In einer Zeit, die einerseits ganz auf Effektivität und Nutzen, andererseits auf Wohlstand und Lustgewinn setzt könnten bei dieser Entwicklung leicht wieder inhumane Ideen aufkommen. Man sollte dagegen zweierlei bedenken:

Erstens: Jeder alte Mensch, gleich in welcher geistigen und körperlichen Verfassung, ist *eine besondere, einzigartige Gestalt des Menschseins*, geprägt von einer ganz persönlichen Lebensgeschichte, der das Zusammenwirken eines individuellen Schicksals und persönlicher Freiheit ihren je besonderen Verlauf und besonderen Sinn gegeben haben.

Das menschliche Leben ist von seinem Anfang im Mutterleib bis zu seinem Ende im Tod eingeflochten in ein Netz von Beziehungen. Kein Mensch lebt für sich allein – kann für sich allein leben. Alle sind wir in vielfacher Weise von einander abhängig, auf einander angewiesen. Alle tragen wir für einander Verantwortung – mehr oder weniger, je nach dem, wie nah wir uns sind, in welchem Verhältnis wir zu einander stehen und was uns möglich ist. Wir sind Glieder einer Solidargemeinschaft, unabhängig davon, ob uns das gefällt, ob wir damit einverstanden sind oder nicht. Angewiesen auf die Gemeinschaft, auf Solidarität sind vor allem die Kinder, die Behinderten und die Alten. Alle noch Jüngeren und Gesunden sind mitverantwortlich dafür, dass die Behinderten und Alten ein Leben ihrem unverlierbaren Wert und ihrer personalen Würde gemäß führen und zu Ende führen können. Und wenn die Würde einer Person verletzt wird, wird in ihr die Würde des Menschen überhaupt verletzt.

Jedes Lebensalter hat seinen *eigenen* Sinn und dient zugleich der Vorbereitung auf das folgende. In der Kindheit und Jugend überwiegt in der Regel eine Hinorientierung auf die Zukunft. Die jungen Leute sollen und wollen erwachsen werden und müssen deshalb einen großen Teil ihrer Zeit der Vorbereitung auf das Erwachsenenalter widmen. Den Erwachsenen hingegen fällt es meist schwer an das Greisenalter zu denken und sich darauf einzustellen. Dabei ist das Alter wohl *die* Phase eines normalen Lebenslaufs, die anzunehmen und zu bejahen am schwersten fällt. Man sollte sich frühzeitig darauf vorbereiten und sich überlegen,

wie man auch diesen Lebensabschnitt sinnvoll gestalten kann. In früheren Zeiten war das wohl meist weniger problematisch, da die Alten in der Großfamilie blieben und dort noch ihren Platz und ihre Aufgaben hatten. In unserer Zeit, die ganz auf Wachstum und Fortschritt, permanente Innovation und Tempo setzt, sind vor allem die leistungsfähigen Jüngeren gefragt. Viele alte Leute haben keine Aufgabe mehr in der Gesellschaft, sie werden zu nichts mehr gebraucht, sie müssen sich für vergessen halten.

Zur Tragik alter Leute gehört es auch, dass nach und nach die etwa gleichaltrigen Verwandten, Freunde, Berufskollegen und Bekannten wegsterben. Die Jüngeren haben kaum Zeit für sie. Neue Beziehungen mit Gleichaltrigen anzuknüpfen, fällt ihnen schwer, gelingt oft nicht. Sie vereinsamen.

Das Alter wird für diejenigen zum bloßen Übel, die sich mit den damit verbundenen Einschränkungen, Beschwerden und Mühsalen nicht abfinden wollen. Es *muss* aber keineswegs so sein. Man kann es durchaus sinnvoll leben. Vor allem muss man es annehmen. Es ist der Herbst des Lebens, der seine eigene Schönheit haben kann, wie der Herbst im Jahreslauf. Es kann eine Zeit der Ernte sein, in der man sammeln und weitergeben kann, was man sich in vielen Jahren erworben hat, an Erfahrung, an Wissen und Können.

Das Alter ist vor allem eine Zeit des Loslassens und der Besinnung auf das Wesentliche. Es ist die Zeit, Rückschau zu halten auf das Leben und zu sehen, was gelungen ist, was man hätte besser machen können, wo man gefehlt hat. Es ist vor allem die Zeit, zu danken für alles Gute und Schöne, das man erleben durfte, für alle wesentlichen Begegnungen, die einem weitergeholfen haben, für alle Fügungen die unsere Torheiten letztendlich doch noch zum Guten gewendet haben, für Hilfe und Gnade, die uns zuteil geworden sind. Es ist die Zeit an das nahe Ende zu denken, sich vorzubereiten auf den nahen Tod.

„So ist“, wie Romano Guardini einmal in einer Rundfunkansprache gesagt hat, „auch das Alter eine eigene Gestalt, deren Sinn wohl durch das Wort »Weisheit« bestimmt werden kann.“⁶

Alle Organismen altern und verenden schließlich. Höhere Lebewesen empfinden Todesangst bei Lebensgefahr. Wir Menschen wissen, dass wir sterben müssen.

Aber, was wissen wir wirklich vom Tode? – Wir wissen z. B., dass unser Tod, wie das Verenden aller Lebewesen, sinnvoll ist; denn die Generation, welche bereits für Nachwuchs gesorgt hat, muss durch ihr Sterben Platz machen für die nachwachsenden Generationen. Der Generationenwechsel ist überdies auch für die Weiterentwicklung des Lebens notwendig. Er ermöglicht nämlich eine Neuanpassung an die sich dauernd ändernden Lebensbedingungen. Jede junge Generation bringt wieder neue Möglichkeiten mit und hat wieder neue Chancen.

Das ist sicher eine zutreffende Erklärung für das Verenden aller Lebewesen. Aber, so richtig und lehrreich sie ist, sie kann uns persönlich kaum Hilfe oder Trost geben hinsichtlich des Todes unserer Lieben und unseres je eigenen Todes. Wir sind ja nicht nur ein beliebiges Exemplar der biologischen Art „Mensch“ und auch nicht bloß ein Glied der menschlichen

⁶ Die Lebensalter. Ihre ethische und pädagogische Bedeutung. Werkbund-Verlag, Würzburg (1959), S. 84

Gesellschaft; wir sind Personen, denen es um ihr je eigenes Sein, um das je eigene Schicksal, um das je eigene Leben und Sterben geht.

Der Arzt kann wohl an Symptomen den Eintritt des leiblichen Todes feststellen. Doch, was im Bewusstsein eines sterbenden Menschen wirklich vorgeht, kann niemand von außen sehen. Was da zu welchem Zeitpunkt sich ereignet, weiß keiner, der noch lebt. Mit keiner wissenschaftlichen Methode ist zu klären, wie die bzw. der Sterbende selbst den Tod erlebt und was dann geschieht. Das bleibt für die Lebenden ein Geheimnis.

Vor Jahren erregten „Interviews mit Sterbenden“, die von der Schweizer Ärztin Kuebler-Ross u.a. veröffentlicht wurden, großes Aufsehen. Das Geheimnis des Todes schien dadurch wenigstens etwas gelüftet zu sein. Bei genauer Betrachtung jedoch stellen sich solche Versuche als problematisch heraus. Vor allem kann man dagegen einwenden, dass die Befragten, die schon tot zu sein schienen und dann wieder zum Leben erwachten, die Schwelle des Todes eben doch noch nicht wirklich überschritten hatten.

Die modernen Wissenschaften können uns nicht helfen, mit dem Tod „fertig“ zu werden.

Das Denken an den Tod ist den meisten von uns kein angenehmer Gedanke. Nur selten kommt es vor, dass jemand den Tod ersehnt, herbeiwünscht, z. B. in schwerer, vielleicht schmerzhafter Krankheit, wenn keine Hoffnung auf Genesung mehr besteht, oder in einer anderen ausweglosen Lage.

Meistens aber besteht Furcht vor dem Tode.

Im alltäglichen Leben neigen wir denn auch dazu, den Gedanken an den Tod möglichst zu verdrängen. Wir leben lieber so, als ob er nicht oder wenigstens noch lange nicht käme. Zur Kunst des Lebens, wie sie die antiken Epikureer schon lehrten, gehörte es, immer wieder zu denken: „Solange ich bin ist der Tod nicht. Wenn der Tod ist, bin ich nicht mehr.“ Also habe ich nichts zu befürchten. Diese Devise passt sehr gut auch in die Spaßgesellschaft heute.

In Zeiten ungewöhnlicher Gefahren, z. B. im Krieg, oder auch in schwerer Krankheit, bei Unfällen, auch wenn man alt wird, gelingt es nicht mehr so leicht, den Gedanken an den Tod zu verdrängen, den Tod zu ignorieren. Er bringt sich selbst nachdrücklich in Erinnerung. Todesangst kann aber jederzeit, auch mitten im Leben über uns kommen. Sie befällt uns jäh bei drohender Lebensgefahr.

Wer nicht den Tod mitbedenkt, denkt vom Leben nicht richtig, gibt sich einer Illusion, einer Täuschung hin und wird in absehbarer Zeit enttäuscht. Deshalb betet der Psalmist: „Herr lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, damit wir weise werden“ (Ps.90,12)

Wie jeder Mensch das Recht hat, seiner Menschenwürde gemäß zu leben, so hat auch jeder Mensch das Recht auf ein seiner Würde entsprechendes Sterben. Zum Problem wird der Anspruch auf einen würdevollen Tod, wenn das Sterben eines Menschen, der im Koma liegt und nach menschlichem Ermessen nicht mehr daraus erwachen wird, mittels technischer Hilfsmittel hinausgezögert wird. Es mag allerdings oft sehr schwer für Ärzte und Angehörige sein, in einem solchen Fall die verantwortbare Entscheidung zu treffen.

Andererseits missversteht die Menschenwürde oder verwechselt sie mit dem Stolz, wer sich vorzeitig das Leben nimmt oder nehmen lässt, weil er Leiden und Pflegebedürftigkeit für entwürdigend hält. Auch Leiden und Bedürftigkeit gehören zum Leben. Und unsere Lebenszeit, was sie uns auch bringen mag, ist uns gegeben, anvertraut. Wir sind dafür verantwortlich.

Der Tod beendet unser Erdenleben. Er reißt uns heraus aus der uns vertraut und lieb gewordenen Welt. Was aber ist dann? Was geschieht mit uns im Tode? Erwartet uns ein neues, ein glücklicheres Leben? Oder stürzen wir in den dunklen Abgrund des Nichts? – Ein Wissen oder eine Vorstellung davon, was nach dem Tode sein wird, haben wir nicht. Wissenschaft und Philosophie sind angesichts des Todes ratlos. Hoffnung gibt uns allein die christliche Frohbotschaft. Sie stellt das, was uns jenseits des Todes erwartet, im Bild des himmlischen Gastmahls dar. Das königliche Gastmahl ist nicht nur die Hochform menschlicher Gemeinschaft, sondern auch Inbegriff des freudvollen Genusses alles Guten und Schönen. Ein wunderbares Bild für die ewige Glückseligkeit, die uns im Jenseits verheißen ist!

Über die Schwelle des Todes vermag letztendlich nur ein absolutes Vertrauen zutragen, – das Vertrauen auf den Ewigen, in dessen Ewigkeit unsere Zeit mit allem Zeitlichen aufgehoben sein wird.

Vita

Bernhard Schleißheimer

Dr. phil., emeritierter Universitätsprofessor für Philosophie, Katholische Universität Eichstätt
Jg. 1922. Nach Schule, Krieg und Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion

Abiturientenlehrgang für Spätheimkehrer an der Lehrerbildungsanstalt Eichstätt (1949);

anschließend Schuldienst im Landkreis Rosenheim und in München.

Studium, Promotion (1959) und Habilitation für Philosophie (1969/70) an der
Ludwig-Maximilians-Universität München.

Dozent (1962), Lehrstuhlvertreter (1965),

Professor (1970) für Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Eichstätt (1972

Kirchliche Gesamthochschule, 1980 Katholische Universität).

Rektor der Pädagogischen Hochschule Eichstätt (1970 - 1972);

Vizepräsident der Kirchlichen Gesamthochschule Eichstätt (1977 – 1979).

Seit 1987 emeritiert.

Bundesverdienstkreuz (1986); päpstlicher Silvesterorden (2002).

Verw., 5 Kinder, 11 Enkelkinder, 1 Urenkel.

Arbeitsschwerpunkte: Wissen und Glauben; Anthropologie und Kulturphilosophie;
philosophische Grundlagen der Pädagogik; in den letzten Jahren vor allem Ethik.

Neue Veröffentlichungen zu Themen aus den genannten Arbeitsbereichen.

Zum Thema des Vortrags: **Ethik heute. Eine Antwort auf die Frage nach dem guten Leben.**
Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg (2003)